

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 8 (1904)

Artikel: Frühlingssonne

Autor: Escher, Nanny von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

plötzlichen Andrang der vielen Hundert Bourbaki-kranke und Maroden mußten Massenunterkunftsräume geschaffen werden.

Im Schiff der interessanten alten Schloßkirche, die nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt ward, im Theateraal des Kasinos, in den noch unbewohnten Räumen eines neu erbauten Hauses, selbst in Sälen und Korridoren von Privathäusern wurden einfach Strohlagen ausgebreitet und mit den eingebrochenen Bourbakis belegt.

Am 2. Februar gelangten vom Bureau des Oberfeldarztes in Bern zwei Depeschen an den Divisionsarzt, in denen eine sanitatische Untersuchung sämtlicher einziehender Truppen der französischen Armee angeordnet und unser Divisionsarzt für die Durchführung einer Isolation aller ansteckenden Kranken verantwortlich erklärt wurde. Aus meinen bisherigen Schilderungen wird aber klar genug hervorgehen, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit war. In den ersten paar Tagen konnten überhaupt nicht einmal die eingelieferten Kranken gehörig ärztlich untersucht oder gar behandelt werden. Ihre Unterbringung in geschützten Räumen auf Stroh und die erste Sorge für Erquickung und etwas geregelte Krankennahrung war das einzige Dringende.

Den Fernerstehenden konnte überhaupt die momentane Lage unmöglich verständlich sein. Um nur ein Moment anzuführen: es war beispielsweise der telegraphische Verkehr mit den Zentral-Kommandostellen ein äußerst schwieriger. Um eine Depesche aufzugeben, mußte ich mir durch zwei Mann unserer Wache den Weg bis zum Telegraphenbüro durch die von Bourbaki in gedrängten Kolonnen angeschütteten Gassen vorweg bahnen lassen. In welcher Ausführung wir oft die Antworten durch die, des Deutschen nur unvollkommen mächtigen Telegraphisten erhielten, mag folgendes Muster zeigen. Bei unserm Mangel an Ambulanzmaterial oder Spitalausrüstung hatten wir uns an das Bureau des Oberfeldarztes gewandt und erhielten darauf buchstäblich folgende Depesche zur Antwort:

„Orbe de Neuchâtel

Nr. 871 Consigné le 3. Fevrier 1871 5 h. du soir Divisionsarzt Gut Orbe.

Sind vorläufig mit Ambulancematerial für ein Spital wird gewünscht? Lehmann Oberfederal.“

Aus dieser Depesche war kaum etwas anderes mit Sicherheit zu entnehmen, als daß der Telegraphist aus dem letzten Wort „Oberfeldarzt“ ein „Oberfederal“ gemacht.

Da galt es eben aus eigener Initiative und mit der Unterstützung der über alles Lob erhabenen privaten Wohlthätigkeit der Einwohner von Orbe möglichst Wandel und Ordnung zu schaffen.

Vor allem mußten die Blatternkranke isoliert werden. Dazu stellte man uns das Gebäude der Schützengeellschaft, das sogenannte Puysoire, unmittelbar am Fuß Orbe unterhalb des Städteins gelegen, zur Verfügung. Hier mit Blattern erkrankte Bourbakis und ein Mann von unsrigen eigenen Truppen wurden in diesem Schützenhaus interniert. Ich sehe mich noch heute, wie ich dort unten den armen Teufeln meinen ersten Besuch mache, in Uniform, an jeder Hand einen tüchtigen Kessel voll warmer Suppe. Das war freilich beileibe kein persönliches Bravourstück von mir! Genau vor zehn Jahren

hatte ich selbst in München die Blattern durchgemacht, deren Infektion ich mir auf Oppolzers Klinik in Wien geholt. Ich war also gegen Infektion wohl sehr immun.

Mehr Schwierigkeiten hatte ich aber, hier für die Blatternkranke passende Pflege- und Bedienungsmannschaft zu finden. Beim Inspektionsgang im Lazarett des Kasinotheateraals entdeckte ich am selben Abend noch einen Infirmitier der Bourbaki, der zufällig seit kurzem Rekonvaleszent von Blattern war, wie sein Gesicht und seine Hände deutlich zeigten. Das war mein Mann, und den kommandierte ich sofort als Wärter ins „Puysoire“.

Ein unvergessliches Bild aus Bourbaki-Zeiten prägte sich mir auch noch beim gleichen Inspektionsgang im Theateraal zu Orbe ein. In der Reihe der Kranken und Maroden, die da auf dem Strohlager saßen und lagen, fiel mir ein reizender, kleiner Turko auf. Da saß er in seiner grellen Uniform, den roten Tez auf dem dunklen Krauskopf, mit fast schwarz gebräumtem Teint, ein Knabe von höchstens fünfzehn Jahren. Der kleine Originalaraber gehörte als Tambour zu den Spielzeugen seines Regiments, vielleicht war's auch ein „Regimentskind“.

Unzählig bittend schauen die großen dunklen Augen des Jungen auf mich. Ich wende mich fragend nach dem mich begleitenden Wärter und erhalte achselzuckend die lakonische Antwort: „Pied gelé“. Ich lasse den in schmutzige Lumpen gebundenen Fuß des kleinen Turkos enthüllen, mit ihm selbst gelingt es mir nicht in ein Gespräch zu treten; denn er kennt nur „arabisch“ und wenige Brocken französisch. Beständig aber reckt er mir die gefalteten Kinderhände entgegen und wimmert flehentlich: „Oh, mon régiment, mon régiment!“

Am Kranken Fuß waren drei Zehen total erfroren, ganz schwarz, mit Trockenbrand und deutlicher Demarkationslinie. Mit solchem Fuß mußte der junge Araber schon lange seinem Regiment durch Eis und Schnee bis hieher gefolgt sein, und auch jetzt ging all seine Sehnsucht nur nach seinem Regiment. Ich ließ den Fuß frisch verbinden und empfahl den Knaben ganz speziell dem Infirmitier. Vor dem Morgengrauen war indes der kleine Turcotambour umgesieben aus dem Lazarett entwischen, troz seiner drei brandigen Zehen. Wahrscheinlich hat er sich am frühen Morgen auf der Suche nach seinem Regiment der ersten durchmarschierenden Kolonne angeschlossen und soweit mitgeschleppt, als es eben ging. Ich konnte nie mehr Näheres über ihn erfahren; doch das Bild des geschmeidigen, braunen Jungen in seiner bunten Uniform blieb in meiner Erinnerung haften, und immer noch vermag ich sein flehentliches: „Oh, mon régiment, mon régiment!“ zu hören.

Wo aber steckte denn eigentlich in diesen Tagen das zur Armee gehörende französische Sanitätspersonal? So fragte ich mich damals immer. Die Zahl der Militärärzte war wohl bei dieser „aus der Erde gestampften“ Armee an und für sich eine verschwindend kleine gewesen; ein Teil mag vielleicht, auf die „Gefechtkonvention“ sich berufend, vor dem Nebenritt in Frankreich verblieben sein, und die mit den Bourbaki einmarschierten Ärzte hielten sich einfach zu den Gruppen ihrer Offiziere, ohne sich weiter um die unglückliche Mannschaft zu kümmern.

(Schluß folgt).

* * * Frühlingssonne * * *

Frühlingssonne schaut durchs Fenster,
Schaut ins Herz und lacht mich aus,
Weil des Winters Nachtgespenster
Spuken noch in diesem Haus,
Weil die Angst, die Kraft versage
Für des Lebens schwere Last,

Mich sogar am hellen Tage
Oft mit Geisterhänden faßt.
Und die Sonne zeigt den Spaten,
Der durchs tiefste Dunkel sticht,
Und sie fordert Heldentaten,
Duldet müde Träumer nicht!

Nanny von Escher, Albis.





Tell rettet Baumgarten.
Nach der Kreidezeichnung eines Gemäldes von J. Muheim, Luzern.